

»Das vierte Alter« als »radikalste Form biokultureller Unfertigkeit«

Im Überblick: Das Phänomen »Altern« aus verschiedenen wissenschaftlichen Perspektiven

Seit 1840 steigt die Lebenserwartung in den Industrienationen kontinuierlich an, bei Frauen um fast drei Monate pro Jahr. Heute beträgt das durchschnittliche Ster-

»Selegieren, Optimieren und Kompensieren« rät der Gerontologe den »jungen Alten« zwischen 60 und 80 Jahren als Strategie einer effektiven Lebensgestaltung: Weniger, aber umso intensiver ausgeübte Aktivitäten erhöhten die Zufriedenheit im Alter. Baltes' Einschätzung des »Vierten Alters« als »radikalste Form biokultureller Unfertigkeit« ist vergleichsweise ernüchternd. Angesichts des gleichförmigen Verlustgeschehens der 80- bis 100-Jährigen sei die Wissenschaft herausgefordert, die Phase der Morbidität auf einen möglichst kurzen Zeitraum am Lebensende zu komprimieren, anstatt sich auf bloße Lebensverlängerung zu konzentrieren. Das von Baltes propagierte spezifische Potenzial des Alters – pragmatische Kompetenzen wie Lebenserfahrung und emotionale Intelligenz – beleuchten Ursula M. Staudinger und Jürgen Baumert im Beitrag über »Bildung und Lernen jenseits der 50« sowie der Entwicklungspsychologin Ulman Lindenberger mit Blick auf die Chancen von »Technologie im Alter«. Gerd Kempermann unterstreicht »die Plastizität des alternden Gehirns« aus neurobiologischer Sicht.

Die Naturwissenschaften haben den Schlüssel zur »ewigen Jugend« noch nicht gefunden. Dass Altern indes kein unentrinnbares Schicksal sein muss, erläutert Annette Bau-disch in evolutionsbiologischem Zusammenhang. Die Erforschung nichtalternder Lebensformen – von Organismen also, deren Mortalität und Fertilität über die Lebensdauer hinweg konstant bleiben – könne neue Theorien darüber fördern, inwieweit der menschliche Alterungsprozess beeinflussbar sei. Bei aller genetischen Disposition – auch aus biologischer Sicht kann der Einzelne durch seine Lebensweise dem Verfall gegensteuern. Der Hinweis auf die positiven Wirkungen kalorienarmer Ernährung etwa durchzieht die naturwissenschaftlichen Beiträge wie ein roter Faden. Adam Antebi hat die Rolle der Ernährung an genetischen Modellorganismen

erforscht; Christian Behl und F. Ulrich Hartl bestätigen sie aus biochemischer Sicht; Florian Holsboer und Hans Schöler schließlich erörtern die Diät in Bezug auf altersbedingte Erkrankungen und ihre Therapieerung.

Lebensverlängernde Hungerkuren hatte Baltes mit seiner Devise »Weniger ist mehr« wohl nicht im Sinn. Sein zentrales Anliegen war die Lebensqualität alter Menschen. Sie wird wesentlich davon abhängen, welche Wege die »Politik in einer alternden Gesellschaft« einschlägt. Der Soziologe Wolfgang Streeck thematisiert die Verteilungsgerechtigkeit innerhalb der Generationen unter den Vorzeichen des demografischen Wandels. Wie schwer die Zukunft der Langlebigkeit vorhersehbar ist, erfährt man im Beitrag von James W. Vaupel und Kristin G. von Kistowski. Das Recht ist gegenüber der veränderten Altersgliederung und dem verbesserten Gesundheitszustand der Älteren auffallend resistent, wie der Streit um die Rente mit 67 zeigt. In einem weiten Bogen von der Antike bis zur Gegenwart zeichnet der Frankfurter Rechtshistoriker Michael Stolleis die Wirkmächtigkeit von Altersgrenzen im Recht nach. Als wichtigste institutionelle Veränderung nennt er die Schaffung der Sozialversicherung in den 1880er Jahren. »Geschichtlichkeit und soziale Relativität des Alters« sind keine Sonderphänomene der Geistes- und Gesellschaftswissenschaften. Sie erweisen sich gerade auch darin, wie die heute gültigen Alternstheorien der Naturwissenschaften morgen als veraltete Erkenntnis in den Fundus der Wissenschaftsgeschichte übergehen.

Für den heutigen Leser aber bietet das Buch eine klare Zusammenschau des Forschungsstands und kann so, dem Anliegen des Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft Peter Gruss entsprechend, zum öffentlichen Altersdiskurs und dem persönlichen Umgang mit der Lebenszeit gleichermaßen beitragen. ♦

Peter Gruss
(Hrsg.)

Die Zukunft des Alterns.

Die Antwort der Wissenschaft
München 2007,
Verlag C. H. Beck,
ISBN 978-3-406-55746-0,
334 Seiten,
16,90 Euro.



bealter in Deutschland für Frauen 81,5 und für Männer knapp 76 Jahre. Ein Neugeborenes hat eine über 50-prozentige Chance, seinen 100. Geburtstag zu erleben. Der Trend zur Langlebigkeit bei gleichzeitig sinkender Geburtenrate macht die Alternforschung zu einem zukunftssträchtigen Wissenschaftsfeld. Im »Report« der Max-Planck-Gesellschaft ist die aktuelle Perspektive der Wissenschaft auf das breite Spektrum des Alterns in zwölf Kapiteln multidisziplinär zusammengestellt. Ohne in populärwissenschaftliche Oberflächlichkeit abzugleiten, ist es den überwiegend an Max-Planck-Instituten tätigen Experten gelungen, selbst komplexe naturwissenschaftliche Aspekte und geisteswissenschaftliche Zusammenhänge für Laien anschaulich aufzubereiten. Die Texte sind frei von abschreckenden Fußnoten, die Anmerkungen halten sich in überschaubarer Zahl und verweisen auf weiterführende Literatur am Ende des Buches.

Für größtmögliche biografische Individualisierung des Alters plädiert im Eingangskapitel Paul B. Baltes, der 2006 im Alter von 67 Jahren verstorbene Doyen der Altersforschung in Deutschland.

Die Rezensentin

Birgit Fastenmayer ist Doktorandin in der Nachwuchsgruppe »Lebensalter und Recht« am Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt. Sie promoviert über das Thema »Hofübergabe und Altersversorgung«.

Weniger sind mehr

Der Soziologe Hondrich entdramatisiert den Geburtenrückgang

Wie ein roter Faden durchzieht das Interesse an Gegenwartsdiagnose und theoretischem Diskurs, an empirischer Analyse und paradigmatischer Kontroverse die Geschichte der deutschen Soziologie. Seit ihrem Bestehen ist sie als Disziplin von den Kulturideen ihrer Umgebung affiziert, den gesellschaftlichen Streit um Ordnungsfragen, um Fragen der Lebensführung, trägt sie theoretisch geleitet und methodisch kontrolliert, also intellektuell sublimiert in den eigenen Reihen aus. Beispielhaft für die schwierige Balance zwischen Binnendiskurs und öffentlicher Stellungnahme sind die Arbeiten von Karl Otto Hondrich, der im Frühjahr dieses Jahres im Alter von siebenzig Jahren und nach 35 Jahren Lehrtätigkeit an der Johann Wolfgang Goethe-Universität verstorben ist. Das kurz nach seinem Tod veröffentlichte letzte große Werk widmet sich dem Geburtenrückgang, dessen Voraussetzungen und Folgen in einer für Hondrich typischen Diktion bei zugleich empirischer Fundierung entdramatisiert dargestellt werden.

Den Geburtenrückgang als einen Glücksfall zu bezeichnen, provoziert die sozial- und familienpolitischen Anstrengung der Regierungen ebenso wie die theoretischen Prämissen von Spezialisten aus der eigenen Profession, der Hondrich vorhält, sich unreflektiert an einer Kampagne zur Durchsetzung eines neuen Familientypus zu beteiligen: »die Doppelverdiener-Partnerschaft mit zwei Kindern«. An dem derzeit wohlgefälligen Hohelied auf diese Form der Lebensführung beteiligt Hondrich sich nicht, sein Hinweis auf die psychosozialen Belastungen, die die hochgepriesene moderne Familie à la von der Leyen zu bewältigen habe, weist engagiert auf den eingebauten Größenwahn einer Lebensform hin, die den zu Elternschaft und Beruf gleichzeitig verpflichteten Paaren derzeit angezogen wird – jenseits der distanzierten Lakonie, die streckenweise den im Ganzen wohlthuend gelassenen Text einfärbt.

Die Argumentation bezieht sich auf die stillschweigenden Voraus-

setzungen einer Diskussion um die Zukunft des Generationenverhältnisses. In acht sehr gut lesbaren und an Wortmeldungen des Autors in den großen Tageszeitungen erinnernden Kapiteln wird nicht nur der Gegenstand, die demografische Entwicklung moderner Gesellschaften, sondern dessen öffentliche Thematisierung zum Thema gemacht. Der Geburtenrückgang bezeichnet ein Folgeproblem normativ durchgesetzter Gestaltungsautonomie der Person, einer der wichtigsten und unverrückbaren Ressourcen der Moderne, Kinder haben und auf Kinder verzichten entstehen als gleichrangige Optionen der Lebensführung – wir haben es so gewollt, so Hondrich. Mit guten empirischen Gründen skeptisch gegenüber der Idee, Familiengründung politisch steuern zu können, und im Verweis auf die strukturelle Unerreichbarkeit des sozialen Systems Familie durch andere soziale Systeme beschwichtigt Hondrich hingegen die darob beunruhigten Gemüter. Familien sind eigenlogische Gebilde, eine Steuerung von außen, durch finanzielle Anreize oder durch moralische Appelle prallt an den Leitbildern der Privatheit ab, die über Generationen hinweg wirksam sind.

Allerdings zieht er sich in seiner Zuversicht in die Selbstheilungskraft der Gesellschaft nicht auf einen naiven Evolutionismus zurück – die Gesellschaft wird's schon irgendwie richten – sondern erinnert beispielsweise an die kulturelle Diversifikation, die sozialen Integrationschancen und Absorptionseffekte, die besonders eine Gesellschaft wie die deutsche im Hinblick auf ihre ausländischen Zuwanderer erfahren hat und zukünftig erfahren wird. Die Neuankömmlinge nicht als eine Bedrohung zu sehen, sondern als eine Bereicherung, als eine Chance, soziale Phantasie im Hinblick auf neue Formen der Zusammenlebens zu entwickeln und auch die eigenen Lebensgewohnheiten produktiv in Frage stellen zu lassen, dieser Blick bringt frischen Wind in die angestrenzte Debatte um Huntingtons Buch über den Kampf der Kulturen.

Unterschwellig durchzieht das Buch eine Perspektive, die Hondrich immer wieder in Anspruch genommen hat und die anknüpft an das Programm der Soziologie elementarer sozialer Formen, das der große deutsche Soziologe Georg Simmel entworfen hat, ein Programm, dem Hondrichs Arbeiten systematisch verpflichtet sind. Der Zentralgedanke, die soziale Produktivität des Konflikts, die integrierende Kraft der Krise, begründet den intellektuellen Optimismus, in dem sich hier jemand an einem öffentlichen Streit beteiligt.

Ein typischer Hondrich-Text also, unbedingt lesenswert: historisch gebildet, empirische Analysen zum



Karl Otto Hondrich
Weniger sind mehr. Warum der Geburtenrückgang ein Glücksfall für unsere Gesellschaft ist.
Campus Verlag, Frankfurt/New York 2007, ISBN 978-3-593-38270-8, 280 Seiten, 19,90 Euro.

Thema in europäisch vergleichender Perspektive einbeziehend, provokant in der Zielrichtung und intellektuell überraschend in der Gedankenführung – für die »professional community« wie für den gebildeten Zeitgenossen ein Geschenk, das uns der Autor und Kollege hinterlassen hat. ◆

Der Rezensent

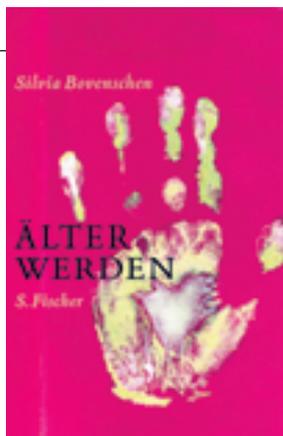
Prof. Dr. Tilman Allert hat an der Universität Frankfurt die Professur für Soziologie und Sozialpsychologie mit dem Schwerpunkt Bildungssoziologie inne. Er forscht auf dem Gebiet der Mikrosoziologie, Familiensoziologie und Professionssoziologie, seine jüngste Publikation »Der deutsche Gruß« ist 2005 bei Eichborn erschienen.

Auf der Suche nach der »wahren Artistik des Alters«

Skizzen und Notizen: Bovenschens lebensgeschichtliches Kaleidoskop

Ihr erfolgreichstes Buch ist zugleich ihr persönlichstes. »Älter werden« von Silvia Bovenschen stand wochenlang auf den Sachbuch-Bestsellerlisten der Republik und dürfte inzwischen an die hunderttausend Mal verkauft sein. Das Erscheinen einer Taschenbuchausgabe ist für den Verlag bereits beschlossene Sache.

Frankfurter kennen die Autorin: Schließlich hat die inzwischen in Berlin lebende Literaturwissenschaftlerin rund zwei Jahrzehnte am Institut für Deutsche Sprache und Literatur II der Universität gelehrt, zudem vertrat sie viele Jahre den akademischen Mittelbau in den



Silvia Bovenschen
Älter Werden.
Notizen S. Fischer
Verlag, Frankfurt
am Main 2006,
ISBN 978-3-10-
003512-7,
155 Seiten,
17,90 Euro.

universitären Selbstverwaltungsorganen. Als Feministin – wie sie sich bis heute ohne jede Einschränkung bezeichnet – und Pionierin der Frauenforschung machte sie sich in den späten 1970er Jahren einen Namen mit wissenschaftlichen Publikationen zum Weiblichkeitskonzept in der Literatur. Spätere Auszeichnungen würdigten neben dem literaturkritischen vor allem das essayistische Werk, darunter sind der ausschließliche an Frauen vergebene Roswitha-Preis der Stadt Gandersheim, der Johann-Heinrich-Merck-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung (beide 2000) sowie jüngst der Ernst-Robert-Curtius-Preis.

An dem Titel »Älter werden«, der durch seine Kürze und Lapidartität beeindruckt, hat die Autorin wider die Einwände ihres Lektors

festgehalten. Gegen den allgemeinen Trend versucht sie gar nicht erst, uns die »unheilbare Krankheit« des Alterns mit einem leicht verdaulichen Untertitel schmackhaft zu machen. Dies ist ebenso Programm wie der wohlthuende Verzicht auf die Ausschmückung der Horrorszenarien einer vergreisenden Gesellschaft. Dagegen besticht Bovenschen durch die Radikalität und Schonungslosigkeit, mit der sie ihren eigenen Alterungsprozess in den Mittelpunkt stellt. Dazu gehört auch das öffentliche Bekenntnis zu einer heimtückischen Krankheit, der Multiplen Sklerose, deren Begleiterscheinungen die Autorin schon in jungen Jahren mit Verlusten konfrontierten, die anderen erst in hohem Alter widerfahren.

Ihre autobiografischen Aufzeichnungen nennt Bovenschen schlicht »Notizen.« Damit wagt sie sich auf gattungstypologisches Neuland, denn ihre Stärke ist die geschlossene Form des Essays, die ihr beim Thema des Alterns, so räumt sie freimütig ein, nicht gelingen wollte. Der stets feststehende Endpunkt des Alterungsprozesses, der »unfreiwillige Tod«, scheint sich einer allgemeingültigen Betrachtung zu entziehen, fordert aber auch zu Auflehnung und Widerspruch heraus. Und so geht Bovenschen das Risiko ein – »Was soll mir in meinem Alter noch passieren?« –, ihre höchst subjektiven Erfahrungen, Beobachtungen und Reflexionen in Form von Skizzen, Dialogen, Anekdoten und gelegentlichen Zitaten nur lose miteinander zu verknüpfen. Dabei entsteht ein lebensgeschichtliches Kaleidoskop, das in der Nachkriegszeit im Frankfurter Westend beginnt. Hier wird ihre kindliche Phantasie ebenso von dicken, Bierwagen ziehenden Pferden und kriegsversehrten Krüppeln angeregt wie von chromblitzenden Autos, Mickey-Mouse-Heften und Pilotenbrillen, den zivilisatorischen Errungenschaften der amerikanischen Besatzungsmacht, die nur unweit von der elterlichen Wohnung stationiert war. Weitere Lebensthemen, die meist nur sprung-

haft angerissen oder assoziativ gestreift werden, sind die Pubertät, die frühe Entdeckung des philosophischen Lehrmeisters Adorno, gute und schlechte Fernsehgewohnheiten, Mode und Moden, Studentebewegung, Feminismus, Tod der Eltern, sexuelle Revolution und Sexualität im Alter.

Stets hütet sich Bovenschen davor, die Realität zu beschönigen und Vergangenes zu verklären. Gegenüber allen Erinnerungsgeschichten hegt sie ein tiefes Misstrauen: »Vermutlich wechseln wir alle immer mal wieder die Kulissen und die Beleuchtungen, in die wir unsere Erinnerungen stellen.« Die unpräzise und bisweilen selbstironische Art, mit der sie ihren eigenen Alterungsprozess reflektiert, macht ihr Buch zu einer anregenden Lektüre. Als Leserin fühlt man sich nie gedrängt oder gar gegängelt. Im Gegenteil, man kann das Buch an jeder beliebigen Stelle aufschlagen, einige Seiten vor- oder zurückblättern und stets selbst entscheiden, inwieweit man sich auf einen Dialog mit hellsichtigen Beobachtungen und meist unerwarteten Reflexionen einlässt. Besteht die »wahre Artistik des Alters« vielleicht in der richtigen »Abwägung zwischen dem Altersgemäßen und dem Zeitgemäßen?«, fragt sie sich angesichts der Feststellung, dass modische Trends in Musik und Kleidung im Alter längst nicht mehr die Rolle spielen wie in jungen Jahren.

Es sind nicht die großen Beleuchtungen, die nachdenklich stimmen, als vielmehr kleine Einsichten, abseitige Ecken und Winkel, in die Bovenschen hineinleuchtet. Was scheinbar harmlos und nebensächlich daherkommt, erweist sich bei genauerem Hinsehen als mutig und lebensnah. »Wenige Vorhänge, aber viel Publikum hat so ein Leben. Es ist jedoch ein unkonzentriertes Publikum, das rein und raus geht, das oft schon vor der Pause die Veranstaltung verlässt. Man kann nur hoffen, dass zum Schluss noch einer da sitzt. Er muss ja nicht applaudieren.«

Die Rezensentin
Dr. Gudrun Jäger
ist Literaturwissenschaftlerin
und arbeitet freiberuflich als
Übersetzerin und
Redakteurin.

Die hochgeschätzten Weisen und die verborgenen Generationskonflikte

Wie Griechen und Römer sich dem Alter stellten

Alter, ja alt werden, ist menschliches Schicksal, mit dem sich auch die griechisch-römische Antike auseinander gesetzt hat. Erstmals im deutschsprachigen Raum unternimmt Hartwin Brandt, Professor für Alte Geschichte an der Universität Bamberg, den Versuch, die vielfältigen Ansichten des griechisch-römischen Altertums über das hohe Alter vorzustellen, zu kommentieren, die Rolle der alten Menschen in Gesellschaft, Politik und Kultur ihrer Zeit darzustellen. Der Autor geht dabei methodisch neue Wege, da er nicht nur die einschlägigen Texte bespricht, sondern auch die Bilder – Skulpturen, Malerei – heranzieht. Eine grundlegende Frage steht am Anfang: Wann ist man – in der griechisch-römischen Welt – wirklich »alt«? Die allgemeine Lebenserwartung war damals wesentlich niedriger als heute. Der Autor setzt dennoch erst das 60. Lebensjahr als Grenze zum »Greisenalter«, da viele Pflichten, zum Beispiel der Militärdienst in Sparta oder in Athen, damit enden, dafür manche Privilegien gerade mit 60 beginnen, so die Aufnahme in den einflussreichen Rat der Alten, die »gerusia«. Auch in Rom gilt dieses Alter in etwa, um als »senex«, Greis, zu gelten. Die älteste, uns im Schrifttum fassbare Phase in den homerischen Epen »Ilias« und »Odyssee« zeigt mehrere Altersformen: den lebensvollen weisen, mit gutem Rat bei der Belagerung Trojas den Griechen beistehenden König von Pylos, Nestor, den durch Götterwille geschlagenen, gebrochenen Priamos von Troja, denen beiden Respekt im hohen Alter gebührt, auch Mitleid, wenn es denn sein muss. Die jüngere Odyssee schildert in der Gestalt des Vaters des Odysseus, Laertes, schon die unschönen, beschwerlichen Seiten des Alters, die er klaglos trägt.

Den Eigenwert des hohen Alters kennt erst Solon (zirka 640 bis zirka 560 v. Chr.): Der große Athener Gesetzgeber verfügt auch, dass jeder Athener für die alten Eltern sorgen muss. Sparta räumt den erfahrenen Alten in verschiedenen – auch poli-

tischen – Bereichen des Alltags mehr Möglichkeiten ein, selbst den alten Frauen. In der klassischen Zeit der griechischen Polis, im 5./4. Jahrhundert v. Chr., bezeugen die Philosophen wie Platon die Hochschätzung des Greisenalters mit seiner Weisheit. Aristoteles sieht dagegen eher die schlechten physischen Gegebenheiten des Alters. Aristophanes und die Alte Komödie bieten gattungsgerecht ein überzogenes Bild von den geizigen, lüsternen alten Männern und den stereotyp agierenden komischen alten Weibern, die alle unter dem Wandel der Zeiten und dem Generationskonflikt leiden. Ebenso vielfältig sind die deutbaren Aussagen der großartigen Kunstwerke der Zeit. Mit der Einführung der Monarchie im Hellenismus ab dem späten 4. Jahrhundert v. Chr. verliert die Mitwirkung der Alten an Gewicht. Diese Periode ist übrigens kulturell besonders produktiv, interessant dabei die nüchterne Beobachtung von Individuen – auch der Alten – in Kunst, in Literatur bis hin zu medizinischen Schriften.

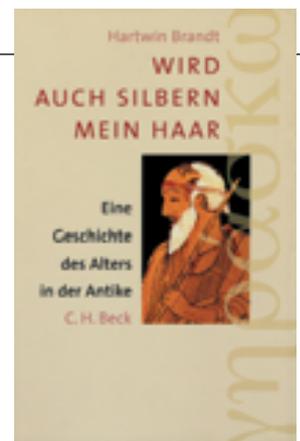
Die römische Welt zeigt in Vielem andere Züge, aber auch manche Entsprechung. Das Oberhaupt der Familie, der »pater familias«, ist zunächst absoluter Herr über sein Hauswesen. Den Namen Senat (»senatus«), höchstes Entscheidungsgremium der »res publica«, erklärt in späterer Zeit nicht nur Cicero mit der Autorität der Väter aufgrund des Erfahrungsschatzes des hohen Alters. Es geht auch hier zunächst um die Elite. Erst im 3./2. Jahrhundert kommt die Nobilität, der Amtsadel, in die Führungsschicht, die so verjüngt wird. In der späten Republik wird der Generationskonflikt immer stärker spürbar. Dass die Römische Komödie aus der Neuen Komödie der Griechen manches zynische Charakterbild übernimmt und mit lokalem Kolorit anreicht, liegt in der Natur der Sache. Betrachtet man die einschlägigen Kunstwerke, so zeichnen sich die Porträts durch ungeschönten Realismus aus.

In der Kaiserzeit wird das Bild bunter, da Inschriften, auch Papyri

als zusätzliche Quellen dienen, zudem die Rechtslage mithilfe der Gesetzestexte besser erkennbar ist. Hinzu kommt aber die Vielfalt im groß gewordenen Imperium Romanum. Im 1. und 2. Jahrhundert machten die Alten über 60 vielleicht um 4,5 Prozent der Bevölkerung aus. Ein offizielles Bild zeichnet sich ab: Es geht um Schuldfähigkeit, um finanzielle Belastbarkeit, aber auch darum, dass ehrenamtliche Tätigkeiten in den Städten und Gemein-

Hartwin Brandt
Wird auch silbern mein Haar. Eine Geschichte des Alters in der Antike.

Beck's Archäologische Bibliothek
(hrsg. Hans von Steuben),
Verlag C.H. Beck,
München 2002,
ISBN 3-406-49593-1,
302 Seiten.,
29,90 Euro.



den bis ins hohe Alter gerne gesehen werden. Die Pflicht zum Unterhalt wird geregelt; der Generationskonflikt wird spürbar. Das Christentum ab dem 4. Jahrhundert bringt manches Neue: so karitative Maßnahmen, denn die Altersarmut, besonders der Frauen, wird stärker sichtbar. Bei aller Wertschätzung werden außer der Weisheit des Alters auch die Alterslasten oft angesprochen. Da zeigt sich wieder einmal die Nachwirkung des griechischen Gedankenguts, nunmehr christlich verwandelt.

Es versteht sich von selbst, dass der überreiche Inhalt des Buches hier nur angedeutet werden konnte. Man kann nur einladen, das gut lesbare Buch selbst in die Hand zu nehmen. Dank der übersichtlichen Strukturierung lassen sich auch einzelne Kapitel für sich allein lesen. Die Liste der herangezogenen Literatur dient bestens allen, die ihre Kenntnisse gerne vertiefen möchten. Die Auswahl der Abbildungen ist informativ und überzeugend. ♦

Die Rezensentin

Prof. Dr. Maria R.-Alföldi, emeritierte Professorin im Bereich der Altertumswissenschaften; sie arbeitet zurzeit aktiv am Mainzer Akademieprojekt »Fundmünzen der Antike« im Institut für Archäologische Wissenschaften, Abteilung II, Archäologie der römischen Provinzen sowie Hilfswissenschaften der Altertumskunde der Universität mit.

Was steckt hinter den Stereotypen?

Die Kulturgeschichte des Alters hinterfragt die gängigen Klischees

Beginnt man damit, gängige Vorstellungsmuster zum Phänomen des Alter(n)s im Verlauf der Geschichte zu sammeln, so stößt man auf Stereotypen: Die in der Antike als Weise verehrten Alten; die niedrige Lebenserwartung in Mittelalter und Früher Neuzeit; demgegenüber die gesteigerte Lebensprognose in der Moderne, wo der gleichzeitig sich vollziehende Verfall der Familie jedoch zur Vereinsamung des Alten führt ...

Das von Pat Thane, Professorin für Zeitgenössische Geschichte am Institute of Historical Research der University of London, herausgegebene und mitverfasste Buch macht es sich zur Aufgabe, solche Klischees und Szenarien zu hinterfra-

vorstellungen der alten Menschen nicht berücksichtigen. Auch das heute aufscheinende Gespenst ganzer aussterbender Nationen hat, wie Thane zeigen kann, Vorläufer in Entwicklungen in den 1920er und 1940er Jahren, wo man aus den vorliegenden Zahlen Trugschlüsse zog, wie sie gegenwärtig wieder in den Medien angetroffen werden können.

Selbst die Vorstellung der in der Antike noch verehrten und von den jüngeren Generationen respektvoll versorgten Alten kann im Licht der Darlegungen von Tim Parkin als unzulässige Vereinfachung zurückgewiesen werden. So trifft man in der antiken Literatur auch auf sehr negative Darstellungen alter Menschen, deren Versorgung im besten Fall eher nüchtern als Gegenleistung für die empfangene Erziehung betrachtet wurde.

Zudem begegnet man durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder den gleichen Vorstellungen und Konzepten, zum Beispiel in der Medizin (Wein wurde in Antike wie 17. Jahrhundert als ideales Getränk für alte Menschen angesehen; dort wurden auch die bereits aus dem Mittelalter bekannten Darlegungen der angeblich schädigenden Konsequenzen der Menopause weitergetragen), so dass Lynn A. Bothello für das 17. Jahrhundert feststellen kann: »Insgesamt hatte sich die Behandlung typischer Alterskrankheiten seit dem Mittelalter kaum verändert.« Tatsächlich sollte sich erst mit dem Anbruch des 20. Jahrhunderts eine wirkliche Diagnostik und Therapie genuin altersbedingter Gebrechen herausbilden, als Ignatz Nascher 1909 die Gerontologie begründete. Dennoch kommt Bothello zu dem Schluss: »Es ist sehr interessant, wie viel die Erfahrungen eines alten Menschen im 17. Jahrhundert mit denen der heutigen Menschen gemeinsam haben. (...) die grundlegenden Probleme, Ängste und Sorgen, Wünsche und Sehnsüchte haben sich im Laufe der Geschichte der westlichen Welt kaum verändert.« Vor diesem Hintergrund nehmen sich die sich dennoch vollziehenden Veränderungen – etwa die langsame Herausbildung

von Vorstufen eines Ruhestandsregelungssystems ab dem Mittelalter – umso markanter aus.

Hierin liegt eine großen Stärken des Buches, das mit seiner chronologisch angelegten Abfolge von Kapiteln zu den einzelnen Epochen zugleich den Versuch unternimmt, die verschiedenen Facetten des Alters vor dem Hintergrund sich wandelnder gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, kultureller und politischer Bedingungen herauszuarbeiten. Der Herausforderung, ganze Jahrhunderte, zudem Nationen übergreifend, in je zirka 40 Seiten darzustellen, zeigen sich die Autoren dabei durchwegs gewachsen.

Erfreulich ist auch, dass die Darstellungen nicht einfach nur trocken auf amtliche Quellen und Dokumente zurückgreifen, sondern sich ihr Material auch in Sprichwörtern, Literatur, Kunstwerken und Fotografien suchen – wie wohlthuend dies ist, wird dort bemerkbar, wo sich zuweilen doch, wie in dem von Cole und Edwards verfassten Kapitel zum 19. Jahrhundert, die Tendenz breitmacht, Statistiken einfach nachzuerzählen. Zu loben ist dabei auch das Layout des Buches, das Wort und Bild nicht beziehungslos nebeneinander herlaufen lässt, sondern stets bestrebt ist, direkte Bezüge zwischen den im Text angesprochenen Phänomenen und den dazu gezeigten Darstellungen zu stiften. Bedauerlich ist nur (neben einem nicht immer zuverlässigen Register), dass die Interpretationen der dabei abgebildeten Gemälde zuweilen recht veralteten Vorstellungen folgen: So wird wiederholt behauptet, dass sich Künstler in Mittelalter und Früher Neuzeit oft erst im hohen Alter ernsthaft mit Selbstbildnissen befasst hätten, da sie ein »ausgeprägtes, von Erfahrungen gezeichnetes Gesicht einem jüngeren« vorgezogen hätten. Die als Beispiele angeführten Maler wie Rembrandt oder Joshua Reynolds hatten sich jedoch schon in ihrer Jugend selbst gemalt, so dass solche Behauptungen jenen Stereotypen zuzuschlagen sind, mit denen das Buch von Pat Thane ansonsten erfolgreich aufzuräumen vermag. ♦



Pat Thane (Hrg.)
Das Alter.
Eine Kultur-
geschichte
Primus Verlag,
Darmstadt 2005,
ISBN 3-89678-
270-3,
320 Seiten mit
über 250 teils far-
bigen Abbildungen,
39,90 Euro.

gen, und sie und ihre sechs Autoren kommen dabei zu interessanten und erfrischenden Ergebnissen. So wird immer wieder deutlich, wie interpretationsbedürftig scheinbar eindeutige Aussagen der Statistik sind: Der Eindruck einer durchschnittlichen niedrigen Lebenserwartung von 40 bis 45 Jahren in Mittelalter und Früher Neuzeit ist beispielsweise durch die hohe Säuglings- und Kindersterblichkeit bedingt, sagt jedoch nichts über die tatsächlich in diesen Epochen erreichten Lebensspannen aus, die durchaus weit über 60 Jahre reichen konnten. Thomas R. Cole und Claudia Edwards weisen zudem in ihrem Beitrag darauf hin, dass sozialwissenschaftliche Darstellungen, nach denen alte Menschen im 19. Jahrhundert Opfer wirtschaftlicher Veränderungen wurden, häufig die vielfältigen kulturellen Aspekte des Alterns sowie die Wert-

Der Rezensent

Privatdozent Dr. Henry Keazor ist Heisenberg-Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft, er studierte Kunstgeschichte, Germanistik, Musikwissenschaft und Philosophie in Heidelberg und Paris. [siehe auch seinen Beitrag »Gebrechliche Hand versus starker Geist – Zum Spätwerk des an Parkinson erkrankten Barockmalers Nicolas Poussin«, Seite 98]

»Generation plus« – nicht ohne Wenn und Aber

Porträts: Der Umbetter der Kriegsoffer oder die Frau mit den tausend Trimmgeräten

Das Reisen hat sie immer gelockt. Im Krieg als Rotkreuz-Schwester ist sie viel herumgekommen, aber erst als Witwe hat sie sich ihren Traum vom Reisen erfüllt. Finanziert hat sie das mit Medikamententests. Jetzt ist Elfriede Graf 86 Jahre alt und denkt gern an ihre großen Reisen zurück. Die letzte hat sie mit 76 gemacht, nach Marokko. Sie war »immer unternehmungslustig und überhaupt nicht ängstlich«, sagt sie. »Mit den rollenden Hotels rund um den Globus« ist eines der Kapitel in dem neuen Buch von Christa Geissler und Monika Held. Es trägt den Titel »Die Generation plus lebt ihre Zukunft« und enthält Interviews, Porträts und Reportagen mit Seniorinnen und Senioren, die »immer noch Lust auf Abenteuer« haben.

Und es sind bei Weitem nicht nur die Prominenten, wie der Modedesigner Nino Cerruti, der Komponist Peter Thomas oder der Schriftsteller Dieter Wellershoff, die zu Wort kommen. Für Freiberufler und Menschen in kreativen Berufen bietet das Alter offensichtlich deutlich weniger Schrecken. Die Devise »Arbeit hält jung« gilt aber auch für viele andere, wie das starke Engagement in ehrenamtlichen Tätigkeiten zeigt.

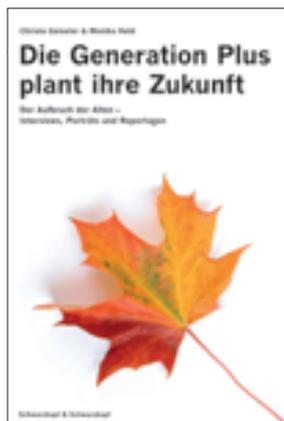
Erwin Kowalke arbeitet seit 1980 für die Kriegsgräberfürsorge. Sein Beruf: Umbetter. »Er gibt toten Soldaten ihren Namen.« Seit zwei Jahren ist er in Pension und macht weiter, als Ehrenamtlicher beim Verband Deutscher Kriegsgräberfürsorge (VDK), da es noch keinen Nachfolger gibt: »Gute Dinge muss man weiter tun.« Sein Arbeitsgebiet liegt östlich von Berlin. »Wir werden noch lange Kriegstote unter der Erde finden. Beim Oderdambruch 1997 haben wir 450 Tote gefunden. Alle vermisst, alle unbekannt. Wenn man so will, ist das eine späte Wiedergeburt dieser Menschen.«

Weiterhin aktiv sein, sich für die Gemeinschaft engagieren, sich einen Traum erfüllen – viele Alte stürzen sich noch einmal in neue Aufgaben. »Philosophie statt Golf« erzählt die Geschichte vom Unternehmensbe-

rater zum Promotionsstudenten an der Universität in München. Gesundheit, Glück und ein bisschen Geld gehören allerdings schon dazu. Die »Generation plus« ist umtriebiger und wissbegieriger.

Dass das Alter viele schöne, produktive Seiten haben kann, sagen alle Porträtierten. Sie schätzen die Gelassenheit und Erfahrung, sich nichts mehr beweisen zu müssen und tun zu können, was man möchte. Das Buch »Die Generation

Was dieses Buch auszeichnet, ist, dass der Jugendwahn unserer Gesellschaft nicht abstrakt kritisiert, sondern durch Einzelfallschilderungen verdeutlicht wird: »Die Frau mit den tausend Trimm-Geräten« oder »Das erste Lifting mit fünfzig«. Hier wird nicht mit dem erhobenen Zeigefinger argumentiert, sondern erzählt. Dadurch ziehen die Autorinnen die Leser auf ihre Seite, bringen sie zum Nachdenken. Denn es sind nicht nur die Alten, die über



Christa Geissler,
Monika Held
**Generation plus.
Von der Lüge,
dass Altwerden
Spaß macht**
Schwarzkopf &
Schwarzkopf
Verlag, 3. Auflage,
Berlin 2004,
320 Seiten,
ISBN 3-89602-
433-7,
12,90 Euro.



Christa Geissler,
Monika Held
**Die Generation
plus lebt ihre Zukunft.
Der Aufbruch der Alten
– Interviews, Porträts
und Reportagen**
Schwarzkopf &
Schwarzkopf Verlag,
Berlin 2007,
334 Seiten,
ISBN 987-3-89602-
755-9,
12,90 Euro.

plus lebt ihre Zukunft« ist sorgfältig recherchiert und gut geschrieben – die beiden Autorinnen sind schließlich erfahrene Journalistinnen. Aber es ist nicht nur ein sehr informatives, sondern auch ein tröstliches Buch. Begonnen hatten die Autorinnen die Auseinandersetzung mit dem Thema Alter vor Jahren aus anderen Motiven. Sie hatten sich geärgert über die verzerrte, beschönigende Darstellung der Senioren in den Medien. »Die Alten werden diskriminiert. Sie werden herablassend behandelt und – ganz wichtig – es ist eine Lüge, dass Altwerden Spaß macht«, so erläutern die Autorinnen im Vorwort zum ersten Band. Dieses Buch wurde, wider Erwarten, ein großer Erfolg und erreichte im ersten Jahr drei Auflagen. »Wir hatten nie die Absicht, ein soziologisch genaues, demoskopisch akkurates, geschweige denn politisch korrektes Buch zu schreiben. Wir sind subjektiv und einseitig.«

das Altern hadern: »Dreißig und schon alt« heißt das letzte Kapitel. »Es ist unendlich schwer, das Alter zu akzeptieren«, und deshalb ist es wichtig, vor den kritischen Fragen, wie Sex und Wohnen im Alter, Krankheit und Tod, die Augen nicht zu verschließen.

Die bekannten Interviewpartner in »Generation plus« haben offen und ehrlich geantwortet. »Um mal beim Körperlichen zu bleiben. Diese Lust an der Bewegung, die ich sehr stark hatte«, sagt die Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich (Jahrgang 1917), »das Glück an der Bewegung, das lässt wirklich nach.« Nein, verbittert ist sie nicht. Und weise? »Also die großen Worte hängen einem im Laufe eines langen Lebens ganz besonders zum Halse heraus.« Mit ihren Bänden zur »Generation plus« haben die Autorinnen einen Dialog begonnen: Sie berichten von Getriebenen und Verzweifelten, aber auch von den Alten, die neue Aufgaben für sich finden. ♦

Die Rezensentin

Prof. Dr. Carola Hilmes, Literaturwissenschaftlerin, arbeitet derzeit als Lehrprofessorin am Institut für Germanistik an der Universität in Bayreuth.

Alt und abgeschoben

Der Pflegenotstand und die Würde des Menschen

Menschenunwürdige Zustände in stationären Altenpflegeheimen sind häufig vorzufinden. Doch den Betroffenen fehlt es oft an Fürsprechern, die sich für ein Altern in Würde einsetzen und den Problemen entschieden entgegenreten. Das ist die traurige Bilanz des Buches von Claus Fussek und Sven Loerzer, zu dem der Kabarettist Dieter Hildebrandt ein Vorwort verfasst hat. Positiv zu vermerken ist, dass das Thema in den letzten Jahren zunehmend von der öffentlichen und der wissenschaftlichen Diskussion aufgegriffen wurde.

Auf 192 Seiten schildern der Sozialpädagoge Claus Fussek und der Redakteur der Süddeutschen Zeitung Sven Loerzer Defizite und

von Heimbewohnern mit Nahrung und Flüssigkeit, das Anlegen von Magensonden und Kathetern ohne medizinische Notwendigkeit als bloße pflegeerleichternde Maßnahmen sowie die häufig fehlende psychosoziale Betreuung. Weiterhin stellen Fussek und Loerzer Defizite in der Vorbeugung und Versorgung von Druckgeschwüren (Dekubitus) und deren Folgekosten dar. Außerdem bestehen erhebliche rechtliche und fachliche Probleme bei der Psychopharmakaversorgung sowie bei der Umsetzung und der Vermeidung von freiheitsentziehenden Maßnahmen (etwa das Anbringen eines Bettgitters). Darüber hinaus sprechen die Autoren noch eine

Reihe weiterer sehr bedrückender Themen an. Im letzten Kapitel fassen Fussek und Loerzer ihre Darstellungen noch einmal zusammen, indem sie konkrete Forderungen für die Verbesserung der Pflegesituation und für eine menschenwürdige Grundversorgung stellen.

Anhand von Studienergebnissen, Expertenmeinungen und individuellen Schicksalen zeigen die Autoren auf, dass es sich bei den jeweils dargestellten Defiziten keineswegs um »bloße Einzelfälle« handelt. Vielmehr prangern sie an, dass diese Missstände häufig in stationären Pflegeheimen zu finden seien, es sich also um strukturelle Probleme handele, die konsequent verdrängt würden. Darüber hinaus sprechen die Autoren auch die Zwänge und Interessenkonflikte an, denen die jeweiligen Akteure im Bereich der Altenpflege ausgesetzt sind und die sich negativ auf die pflegerische Versorgung der Altenpflegeheimbewohner auswirken können. Vor diesem Hintergrund wird die Frage aufgeworfen, was der Gesellschaft die menschenwürdige Existenz eines alten pflegebedürftigen Menschen überhaupt wert ist, da eine Verbesserung der Pflegesituation auch Geld kostet.

Claus Fussek und Sven Loerzer gelingt es, vor dem Hintergrund von aktuellen wissenschaftlichen Studien, Expertenmeinungen, Qualitätsberichten und Einzelfallberichten viele Problembereiche in der pflegerischen Versorgung zutreffend darzustellen. Vor allem wird dabei an vielen Stellen deutlich herausgearbeitet, wie sehr die Würde pflegebedürftiger Menschen in stationären Altenpflegeheimen gefährdet sein kann. Allerdings konzentrieren sich die Autoren hauptsächlich auf die Darstellung der Problembereiche. Dabei werden die dargestellten Struktur- und Versorgungsdefizite von Claus Fussek und Sven Loerzer teilweise zu pauschal in den Raum gestellt oder nur knapp erörtert. Jedoch muss man dem Buch zugutehalten, dass eine streng wissenschaftliche Aufarbeitung auch nicht dessen Zielsetzung ist. Vielmehr geht es den Autoren wohl darum, menschenunwürdige Zustände zu benennen und sie auf die Tagesordnung der gesellschaftlichen und politischen Diskussion zu setzen. Denn die Autoren gehen davon aus: »Erst wenn der Unmut der Öffentlichkeit zu groß wird, sieht sich die Politik gezwungen zu handeln«.

»Alt und abgeschoben« ist ein lesenswertes Buch. Die Autoren setzen sich für die Interessen von alten pflegebedürftigen Menschen ein und fordern ein menschenwürdiges Leben im Alter. Die Lektüre empfiehlt sich für interessierte Leser, Betroffene und Akteure des Pflegesektors gleichermaßen, da sie einerseits informiert und wachrüttelt, andererseits einen breiten öffentlichen Diskurs anregen will. ♦

Claus Fussek,
Sven Loerzer
**Alt und
abgeschoben –
Der Pflegenotstand
und die Würde
des Menschen**
Verlag Herder,
Freiburg im
Breisgau, 2005
ISBN: 978-3-451-
05862-2
192 Seiten,
9,90 Euro



Qualitätsprobleme in deutschen Altenpflegeeinrichtungen. Im ersten Kapitel beschreiben die Autoren anhand statistischer Daten das »Altern in Deutschland« und dessen Begleitumstände. Darüber hinaus stellen sie Prognosen hinsichtlich der künftigen Entwicklungen dar. In den folgenden 22 Kapiteln erläutern die Autoren in einer sehr anschaulichen Weise problematische Zustände in deutschen Altenpflegeheimen, wie zum Beispiel den Verlust der Autonomie der Heimbewohner aufgrund der Zwänge des Heimalltags, die Bildung von unfreiwilligen Wohngemeinschaften mit völlig Fremden in Zweibettzimmern, die Verweigerung von Toilettengängen. Hinsichtlich der pflegerischen und ärztlichen Versorgung beschreiben die Autoren die Problematik der Unterversorgung

Der Rezensent

Alexander Diehm ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Frankfurt. Zusammen mit Johannes Pantel, Gisela Bockenheimer-Lucius, Ingwer Ebsen, Ruth Müller und Peter Hustedt verfasste er das Buch »Psychopharmakaversorgung im Altenpflegeheim«, Lang-Verlag, Frankfurt 2006.

Statt Sterbehilfe Therapie zur Schmerzlinderung

Die Grenzen der Ethik und der Wille der Patienten

Wer Sahms Position zur Sterbehilfe und Patientenverfügung, aber auch die umfänglichen Ergebnisse seiner empirischen Studien im Detail nachvollziehen und vertiefen möchte, dem sei die Lektüre seines 2006 erschienenen Buchs »Sterbebegleitung und Patientenverfügung. Ärztliches Handeln an den Grenzen von Ethik und Recht« empfohlen. Die Grundlinien seiner Argumentation hat er in seinem Forschungs-Frankfurt-Beitrag »Medizinische Entscheidungen am Lebensende« [siehe Seite 48] zusammengefasst. Sahm bearbeitet in seinem Buch zwei Aufgaben: Er unterzieht die in der medizin-ethischen Debatte gängige Kriteriologie zur Sterbehilfe einer begrifflichen Kritik und überprüft die Stichhaltigkeit unterschiedlicher Standpunkte; darüber hinaus präsentiert er eine bisher einzigartige empirische Untersuchung zur Verbreitung und Akzeptanz von Patientenverfügungen und diskutiert auf dieser Basis, wie die Verbindlichkeit von Patientenverfügungen zu bewerten ist. Im Anhang stellt er den »umfassenden Versorgungsplan« als alternatives Konzept für die medizinische Behandlung am Lebensende vor.

Der Mehrzahl der Sterbefälle in Kliniken geht eine Entscheidung über die Unterlassung beziehungsweise Beendigung einer spezifischen Therapie voraus. Doch wer soll diese Entscheidung fällen, wenn der oder die Betroffene nicht mehr in der Lage dazu ist? Verschärft wird die Frage dadurch, dass – so Sahm – Patienten an ihrem Lebensende häufig übertherapiert werden, was dem Willen der Betroffenen entgegengesetzt sein und deren Leid vermehren könne. Dabei bestehe weder rechtlich noch moralisch eine unbedingte Pflicht zum Lebenserhalt – im Gegenteil: Eine Übertherapie müsse »zu den Fehlern ärztlicher Kunst gerechnet werden«. Insbesondere die Position der Ärzteschaft, die durch Stellungnahmen der Bundesärztekammer zum Ausdruck kommen, und juristische Dokumente, wie für die Thematik bedeutsame Gerichtsurteile,

dienen Sahm dazu, den aktuellen Stand der Debatte um Patientenverfügung und Sterbebegleitung zu markieren. Dabei kommen auch wichtige Stimmen der Nachbarländer und aus den USA zu ihrem Recht.

Sahm sieht ein Problem darin, dass in der medizinethischen und juristischen Literatur die Begriffe »aktive/ passive/ indirekte Sterbehilfe« unterschiedlich verwendet werden und dass passive und indirekte Sterbehilfe den Unterschied zwischen Sterben-Lassen und Töten verwischen. Da für Sahm Tun und Unterlassen handlungstheoretisch gleichwertig sind, hält er es für besser, den normativen Aussagewert an der Intention festzumachen: So solle man im Falle einer erlaubten Behandlungsbegrenzung nicht von »passiver« oder »indirekter Sterbehilfe« sprechen, sondern von einer »Änderung der Therapieziele«, die davon geleitet sind, die Schmerzen zu lindern, wenn die Lebensverlängerung kein sinnvolles Ziel mehr sein kann. Den Begriff des Behandlungsabbruchs möchte Sahm durch die Formulierung »Beendigung spezifischer Therapiemaßnahmen« ersetzen. Diese Sprachregelungen beschreiben Sahm zufolge nicht nur die Situation angemessen, sondern vermeiden zudem die Schwierigkeit der Abgrenzung zwischen passiver und aktiver Sterbehilfe und können dazu führen, »die für Patienten gefährliche Neigung der Handelnden zur Übertherapie zu verhindern«. »Aktive Sterbehilfe« lehnt Sahm ab. Argumentationen, die sich, wie das Niederländische Gesetz, auf einen medizinischen Notstand berufen, begegnet Sahm empirisch: Die Möglichkeiten der Palliativmedizin legitimierten keine ärztliche Indikation für aktive Sterbehilfe.

Dem von Befürwortern der aktiven Sterbehilfe stark gemachten Autonomie-Argument setzt Sahm unter Rekurs auf Spaemann die »Naturwüchsigkeit« des Menschen entgegen, insbesondere aber das »logische Dammbrechargument«: So sei nicht einleuchtend, warum Befürworter der aktiven Sterbehilfe

diese auf extreme Krankheitszustände beschränken wollen, wenn doch die Autonomie der Betroffenen der einzige Rechtfertigungsgrund sei. Zudem sei die Autonomie – auch wenn ihr ein hoher Stellenwert beizumessen sein – als Referenzpunkt nicht ausreichend: »nicht die Achtung der Autonomie konstituiert die ärztliche Ethik, sondern die Suche nach dem gemeinsamen Guten«. Es sei auch zu bedenken, dass Patientenautonomie

Stephan Sahm
**Sterbebegleitung
und Patientenverfügung.
Ärztliches Handeln
an den Grenzen
von Ethik und Recht**
Verlag Campus,
Frankfurt 2006,
ISBN 9783593381794,
265 Seiten,
32,90 Euro.



durch Krankheitsaspekte beeinträchtigt werde, denen im Dialog zu begegnen sei. Die Patientenverfügung ist für Sahm ein kommunikatives Mittel, um über die Behandlungswünsche der Betroffenen ins Gespräch zu kommen.

Kontrovers diskutiert wird die Verbindlichkeit von Patientenverfügungen. Umstritten sind die Fähigkeit gesunder Personen, im Voraus lebenswichtige Entscheidungen zu treffen, und das Verhältnis des voraus verfügten Willens zum aktuellen Willen der kranken Person. Sahm belegt in dem Buch wie auch in seinem Forschungs-Frankfurt-Beitrag seine Position argumentativ und empirisch. Der empirische Teil ist für alle empfehlenswert, die sich mit der Verbindlichkeit der Patientenverfügung beschäftigen; zumal die Ergebnisse teilweise überraschend sind, wenn man die Argumente der allgemeinen Debatte verfolgt. ♦

Die Rezensentin

Dr. Katrin Bentele ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt »Ethik in der Klinikseelsorge« an Fachbereich Katholische Theologie der Goethe-Universität und wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Sozialethik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen. Sie arbeitet vor allem zu medizinethischen Fragestellungen; zuletzt erschienen ist ihre Dissertation »Ethische Aspekte der regenerativen Medizin am Beispiel von Morbus Parkinson« in der Reihe Mensch-Ethik-Wissenschaft Band 4, Berlin 2007.

»Wechseln von Windeln nach Wasserlassen: vier bis sechs Minuten«

Breitscheidel bietet Innenansichten von Altenpflegeheimen

Altenpflegeheime sind für niemanden eine Traumresidenz. Dass es einige gibt, die sogar eher Alpträume verursachen, wissen spätestens seit der Publikation des Buches »Abgezockt und totgepflegt – Alltag in deutschen Pflegeheimen« von Markus Breitscheidel alle, die es wissen möchten. Das Buch – lange auf den Bestsellerlisten – beschreibt in Wallraff-Manier, was der Autor in den Jahren 2000 und 2001 als Pflegehilfskraft in fünf

beziehungsweise wie Dokumentationen frisiert werden können? Oder dass Bewohner bevorzugt behandelt werden, wenn mit Besuch von Angehörigen zu rechnen ist?

Eingestreut in den Text sind außerdem Sachinformationen – zum Beispiel über die Aufgaben der Pflegedienstleitung und die Übersicht über sogenannte Zeitkorridore für die einzelnen Pflegetätigkeiten wie »Wechseln von Windeln nach Wasserlassen: vier bis sechs Minuten«

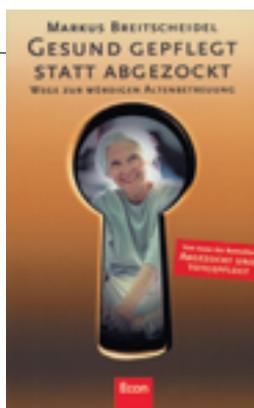
Heime. Dass das aktuelle Altenhilfesystem aber vielleicht nicht (mehr) den Bedürfnissen unserer Gesellschaft entspricht – und dass »Verheimlichung« eigentlich grundsätzlich nicht mit den Menschenrechten zu vereinbaren ist, wird im Interview mit Professor Klaus Dörner deutlich, der als Revolutionär der Psychiatrie nun auch in der Altenhilfe zu einem Umdenkungsprozess beiträgt.

Es geht auch anders, ist die Botschaft – und sie wird von Breitscheidel im Folgebuch aufgegriffen und wieder mit journalistischen Mitteln illustriert. »Gesund gepflegt statt abgezockt« – 2006 ebenfalls im Econ-Verlag erschienen, macht Mut. Und das, obwohl das erste Kapitel die aktuellen Entwicklungen der Altenpflege in Japan schildert, das uns wegen eines höheren Anteils an Hochbetagten sozusagen bevölkerungspolitisch vorangeht. Der Autor berichtet über Telepflege per Bildtelefon und über Pflegeroboter und macht uns mit »Mr. Teddybear« vertraut, einem Teddy mit imitierter Stimme der Enkel, der anders als lebende Menschen oder Haustiere keine Hygieneprobleme mit sich bringt.

In diesem Buch verarbeitet Breitscheidel die vielen Reaktionen auf die Publikation seines ersten Reports. Er greift dabei besonders schwierige Themen auf – wie Gewalt in der Pflege, widmet aber auch den vielen positiven Neuerungen und Initiativen – wie betreuten Wohngemeinschaften für Demenzerkrankte und Seniorenengagementschaften – einen Großteil des Buches. Sehr abwechslungsreich in den Stilmitteln – von der Reportage über Hintergrundinterviews zum Beispiel mit Norbert Blüm über die Entstehung der Pflegeversicherung – ist es ein Ratgeber mit ganz konkreten Handlungstipps, Adressen und Ansprechpartnern. Er empfiehlt sich als Anschlusslektüre an sein erstes Buch, denn die Gesellschaft entwickelt sich weiter – und in welche Richtung, bestimmen in einer Demokratie ihre – hoffentlich gut informierten, verantwortungsbewussten – Mitglieder. ♦



Markus Breitscheidel
Abgezockt und totgepflegt. Alltag in deutschen Pflegeheimen
Berlin 2005, Econ Verlag, Ullstein Buchverlage, ISBN 978-3-548-36901-3, 240 Seiten, 16,95 Euro.



Markus Breitscheidel
Gesund gepflegt statt abgezockt. Wege zur würdigen Altenbetreuung
Berlin 2006, Econ Verlag, Ullstein Buchverlage, ISBN-13: 978-3430-30011-7, ISBN-10: 3-430-30011-8, 175 Seiten, 16,95 Euro.

zufällig vom Arbeitsamt vermittelten Stellen quer durch die Republik von München bis Berlin erlebt hat. Er beschreibt nicht nur Missstände, sondern berichtet auch von positiven Erfahrungen. Pflegenden, Heimleiter, Pflegebedürftige und Angehörige kommen zu Wort. Schwerpunkt ist jedoch die Recherche-Perspektive der Pflegenden.

Es sind die ausführlichen Tagebuchaufzeichnungen, deren Authentizität und Lebendigkeit, die besonders betroffen machen. Geschildert werden eben keine anonymen Fälle, keine besonders schlimmen, sondern zufällig erlebte. Breitscheidel erweckt nie den Anschein, es handele sich um eine repräsentative Untersuchung – sondern hier gibt jemand, der an der Basis Schichtdienst am Mitmenschen geleistet hat, seine Eindrücke wider. Er tut das nicht in reißerischer Manier oder als Pflegeexperte von oben herab, aber berührt und manchmal spürbar erschrocken. Wie sollte man sonst erfahren, wie angekündigte Besuche der Heimaufsicht vorberei-

oder »Nahrungsaufnahme: 15 bis 20 Minuten«. Gerade diese nüchterne Aufzählung, die eigentlich zur Qualitätssicherung beitragen soll, verdeutlicht dem Leser, dass Pflege wie am Fließband oder im Akkord zu Stress, Krankheit – ja, bis zu Gewalt gegen die oft hilflosen Bewohner führen kann. Was Breitscheidel als völligen Neuling im Altenpflegeheim besonders überraschte, war übrigens, dass es keineswegs still und ruhig zugeht, sondern eher laut und hektisch. Und dort, wo das nicht der Fall war, wurden Bewohner mitunter durch Psychopharmaka ruhig gestellt.

Der Titel klingt zwar sehr reißerisch – und hat sicher mit zur großen Nachfrage beigetragen. Aber eigentlich angeklagt sind nicht die einzelnen Heime oder Heimleitungen, angeklagt ist eine Gesellschaft, die solche Zustände zulässt, also wir alle. Das Buch regt zum Nachdenken an, rüttelt wach und provoziert. Denn schließlich gibt es – wie Breitscheidel beschreibt – durchaus positive Erlebnisse und gut geführte

Die Rezensentin
Marita Dannemann [siehe Seite 147]

Wohin mit Vater ?

Ein Sohn verzweifelt am Pflegesystem

In einem Wissenschaftsmagazin ein Buch vorzustellen, dessen Autor anonym bleiben möchte, scheint ungewöhnlich. Aber das hat seinen Grund: Der Verfasser möchte die nach langer Odyssee gefundene Lösung für die Pflege seines Vaters nicht aufs Spiel setzen. Sie ist nämlich illegal. Er beschreibt seine Erfahrungen, als nach dem Tod der Mutter für den Vater schnell eine gute Betreuung gefunden werden muss. Eine Situation, die auf immer mehr Menschen der Generation 50plus zukommen kann – allein schon, weil die Lebenserwartung und damit die Wahrscheinlichkeit steigt, Pflege zu benötigen. Anders als in vielen anderen Publikationen zur gleichen Thematik stehen hier die Angehörigen im Mittelpunkt, die sich um ihre pflegebedürftigen Verwandten kümmern müssen.

Dabei geht es keineswegs nur um praktische Tipps oder hilfreiche Adressen. Spannend an diesem sehr persönlich geschriebenen Buch sind die Einblicke in die schwierigen psychologischen Herausforderungen, die eine solche Situation in vielen Familien mit sich bringen kann. Natürlich liegt jeder Fall etwas anders, hat jede Familie ihre eigene Geschichte und Verhaltensmuster, aber was der Autor erzählt, können bestimmt viele Leser nachvollziehen: Die Gewissenskonflikte und die alten Rivalitäten oder Missverständnisse zwischen den Geschwistern, die Rollenerwartungen und die Hilflosigkeit angesichts der widerstrebenden Gefühle und Interessen. Hin und her gerissen zwischen den Pflichten des »guten Sohns« oder der »guten Tochter« und den Verpflichtungen gegenüber den eigenen Kindern und dem Partner sowie den beruflichen Anforderungen, wird die Pflege des Vaters zur Zerreißprobe.

Also doch ins Heim? Aber nur in ein gutes! Wie findet man als Ortsfremder da schnell den richtigen Anbieter und vor allem einen freien Platz in einem schönen Einzelzimmer? Die Besuche in Altenheimen vor Ort ernüchtern die Geschwister. Die von den Eltern vor vielen Jahren schon selbst gewählte Option, in ein teures privates Altenstift zu

ziehen, an die der Vater sich zunächst gar nicht erinnert oder erinnern möchte, entpuppt sich als unzumutbar. Die Zustände auf der Pflegestation dieser teuren Einrichtung mit kahlen Doppelzimmern würden nämlich dazu führen, dass der Vater sich schnell ganz aufgeben würde. Darüber sind sich beide Geschwister im Klaren – und flüchten wie aus dem vorher besichtigten Heim. Denn was für noch selbstständige Senioren eine gute Adresse für betreutes Wohnen sein mag, ist nicht immer mit einem guten Pflegeheim verbunden. Und was vor Jahren top war, kann heute ein Flop sein.

Also was tun? Die Schwester will schließlich die Pflege auf sich nehmen und zum Vater ziehen, obwohl sie selbst Mann und Kinder zu Hause hat, gerne in ihrem Beruf arbeitet und sie sich als am Ort lebende Tochter schon seit Jahren mehr um die alten Eltern gekümmert hat als der 400 Kilometer entfernt lebende Bruder. Die Situation, in der sie ihm diese Lösung unterbreitet, schildert der Autor sehr beredt: »Man habe doch gesehen, sagte die Schwester, und die Schärfe wurde jetzt auch laut, man habe doch gesehen, dass es keine Lösung gebe. Nirgendwo....Den Vater ins Heim stecken, das könne sie nicht nach allem, was sie gesehen habe, das bringe sie nicht übers Herz. Und eine professionelle Pflege rund um die Uhr sei eben zu teuer.«

Doch eine Lösung, mit der alle gut leben könnten, ist das eben auch nicht. Die gelingt erst, als die Geschwister ihre Bedenken über Bord werfen und eine polnische Vermittlungsagentur einschalten. Schon nach ein paar Tagen ist das Arrangement perfekt: Teresa, die polnische Hilfskraft mit dem weiten Herzen, dem zupackenden, fröhlichen Wesen und ihrer erfrischenden Art, mit der deutschen Sprache umzugehen, bringt die Wende. Der Vater kann in seinem Haus bleiben, lernt sogar, mit dem Rollator spazieren zu gehen. Er hört wieder seine Musik und blüht richtig auf. Allen ist geholfen – für rund 1300 Euro im Monat, aber das schlechte Gewissen bleibt. Nicht nur, weil Te-

resa schwarz arbeitet, sondern weil der Autor genau weiß, wie schwer es ihr und all den anderen Pflegekräften in ähnlicher Situation fallen muss – so fern der Heimat und oft 24 Stunden in Bereitschaft –, sich um einen alten, vielleicht demenzkranken Menschen zu kümmern. Er hofft aber, dass Renata, die Teresa nach drei Monaten ablösen wird, genauso gut mit dem Vater zurecht kommt.

Soviel wird immerhin über den Autor verraten: Er ist ein erfahrener Journalist und hat, wie man

Anonymus
Wohin mit Vater?
 Fischer Verlag,
 Frankfurt 2007,
 ISBN 978-3-10-
 061706-4,
 192 Seiten,
 16,90 Euro.



nicht nur in seinen inneren Monologen erfährt, zusätzlich zum eigenen Fall Fakten recherchiert und Zusammenhänge erläutert. Niedergeschrieben hat er seine Erfahrungen, Gefühle, und Überlegungen, wie das System reformiert werden könnte, um Änderungen anzustoßen. Vielleicht auch ein wenig, um seiner Schwester zu danken, der er dieses schön gebundene Buch, das durchaus literarische Qualität hat, widmete. ◆

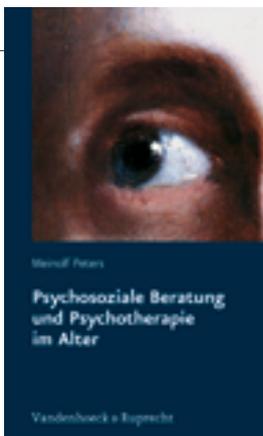
Die Rezensentin

Marita Dannemann arbeitet als freie Journalistin mit den Schwerpunktthemen demografischer Wandel, Bildung und Beruf. Die Diplom-Volkswirtin hat im vergangenen Jahr im Auftrag der BHF-Bank-Stiftung den Ratgeber »ALTERNativen in Frankfurt – Wenn Sie Hilfe oder Pflege brauchen« verfasst, der kostenlos in den Beratungs- und Vermittlungsstellen (BuV) in Frankfurt erhältlich ist. Eine pdf-Version kann im Internet unter bhf-bank-stiftung.de heruntergeladen werden.

Im Alter auf die Couch?

Psychosoziale Beratung und Psychotherapie im Alter

Jedes Alter bringt spezifische Erfahrungen und Probleme mit sich. Typische Themen im Alter sind der Übergang in die nachberufliche Zeit, Ehekonflikte, Belastung durch Demenz oder Tod des Partners. Meinolf Peters, der über eine langjährige klinische Erfahrung in Behandlung älterer Menschen verfügt, setzt sich angesichts der gewandelten Lebenswelt älterer Menschen für den Ausbau von Angeboten zur Alterspsychotherapie und -Beratung ein. In seinem 2006 erschienen Buch »Psychosoziale Beratung und Psychotherapie im Alter« skizziert er neben der psychoanalytischen Sichtweise zur Behandlung älterer Menschen auch die Verhaltenstherapie, die Systemische The-



Meinolf Peters
**Psychosoziale
Beratung und
Psychotherapie
im Alter.**
Vandenhoeck &
Ruprecht,
Göttingen 2006,
ISBN 3-525-
46259,
296 Seiten,
34,90 Euro.

Beratung und Psychotherapie« stellt der Autor das Altern in den Kontext von lebenslanger Entwicklung. Als wichtigste Aufgabe des alternenden Menschen beschreibt er das Entwickeln eines realistischen, aber positiven Altersselbstbildes. Diese Aufgabe impliziert verschiedene Ansprüche: Es gilt, die Ambiguität zwischen einer Vergangenheitsorientierung, die die eigenen Erfahrungen wertschätzt und integriert, und einer Öffnung zu Neuem und zu Wandel auszuhalten; die eigene Identität angesichts fortschreitender Abbauprozesse zu wahren; den Umgang mit alten bedrückenden Erlebnissen beim Aufbrechen früherer Wunden neu zu lernen; verschüttete Ressourcen neu zu erschließen. Meinolf Peters, der in einer Fachklinik für Psychosomatische Medizin über 15 Jahre therapeutisch mit älteren Menschen arbeitete, beschreibt die Versorgungsrealität. Er entwirft elementare Konzeptionen von Hilfesystemen, Beratung und Therapie für alternde Menschen.

Im weiteren Verlauf des Buches stellt Peters die Therapie- und Beratungsarbeit vertieft als Beziehungs- und Prozessgeschehen dar und veranschaulicht wesentliche altersspezifische Konfliktkonstellationen. Dieser Hauptteil des Buches ist mit insgesamt 51 Fallvignetten illustriert. Die Klient-Berater- beziehungsweise Patient-Therapeuten-Beziehung wird ausführlich anhand des analytischen Übertragungskonzeptes beschrieben, und deren altersspezifische Besonderheiten werden herausgearbeitet. Dem vielschichtigen und komplexen psychodynamischen Beziehungsgeschehen einer Behandlung älterer Menschen wird nachgespürt. Der Verfasser greift hierbei auch verschiedene Forschungsergebnisse zum Kommunikationsverhalten älterer Menschen auf. Zur typischen Beziehungsdynamik zwischen jungem Berater/Therapeuten und älterem Klienten/Patienten werden verschiedene weitere Übertragungsphänomene diskutiert.

Sodann skizziert Peters den Beratungs- beziehungsweise Therapieprozess in seinem Verlauf: Vom Aufbauen der Beziehung über das

Gestalten des eigentlichen Prozesses zum Beenden und Abschied nehmen, schließlich mit Hinweisen zum vorzeitigen Abbruch und zur Nachbehandlung. Dem Berater/Therapeuten werden ein aktiveres Zugehen auf die ältere Person als im analytischen Setting und ein zurückhaltender Umgang mit Deutungen nahegelegt. In der Beziehungsgestaltung wird vorgeschlagen, die therapeutische Abstinenz einzuschränken und weniger als Übertragungsobjekt als vielmehr als sozialer Partner zu fungieren. Zum Anregen und Begleiten von Entwicklung wird auf verschiedene direktere Methoden verwiesen und auch darauf, dass Wissensvermittlung, Kooperation mit Ärzten und Sozialarbeitern und das Einbeziehen von Angehörigen notwendig sein können. Wichtige Themen, die in der Altersberatung und Alterstherapie vorkommen, werden wiederum mit Fallbeispielen besprochen. Abschließend werden unter dem Thema »Qualitätssicherung« empirische Ergebnisse, Fragen der Ausbildung, Ethisches und das Burn-out-Problem diskutiert.

Meinolf Peters entwirft seine Konzeption psychosozialer Beratung und Psychotherapie im Alter in der Tradition von Hartmut Radebold (G.Heuft, A.Kruse, H.Radebold: Lehrbuch der Gerontopsychosomatik und Alterspsychotherapie. München 2006). Sein Buch ist engagiert und verständlich geschrieben, mit vielfältigen Hinweisen, was im Behandlungsgeschehen mit Älteren zu beachten ist. Das Alter und der Umgang mit diesem in Beratung und Therapie werden komplex und differenziert beschrieben, so dass eine Fülle von beachtenswerten Facetten und therapeutischen Möglichkeiten sichtbar wird. Insgesamt ist dieses Buch ein Plädoyer für die beraterische und therapeutische Arbeit mit Älteren; wer sich diesem Arbeitsfeld zuwendet oder in diesem steht, kann von dem Buch Motivation und vielfältige Anregungen erhalten. ◆

Die Rezensentin

Ruth Müller ist Diplompsychologin und Psychologische Psychotherapeutin. Seit 1997 sammelt sie klinische Erfahrung in Demenzdiagnostik, -therapie und -beratung innerhalb der Gedächtnissprechstunde der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Universität Frankfurt. Im Auftrag der Alzheimer Gesellschaft Frankfurt am Main berät sie seit 2005 auch die Angehörigen von Demenzpatienten.

rapie, die Gesprächspsychotherapie, die Gruppentherapie und die Paarbeziehungsweise Familientherapie. Gleichwohl sieht der Autor, der seit 2004 als niedergelassener Psychoanalytiker arbeitet, in der psychoanalytischen Perspektive den entscheidenden Zugang zum Leben des älteren Menschen. Die tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie erklärt er zum Standartverfahren, während er die anderen Therapierichtungen diesem Zugang zum Alter eher zuordnet oder darin zu integrieren versucht. So greift Peters in eklektischer Weise Aspekte verschiedener Therapieansätze auf, sofern diese der Bewältigung des Alters dienen können.

Wie bereits in seinem 2004 herausgebrachten Buch »Klinische Entwicklungspsychologie des Alters. Grundlagen für psychosoziale

Lernen im Lebenslauf

Eine Einführung in die Altersbildung

Sylvia Kade legt in ihrem neuesten Werk eine Einführung zum Thema Altern und Bildung vor, die erstmals ausführlich theoretische und didaktische Aspekte des Themas integrativ differenziert. »Alter und Bildung. Eine Einführung« gliedert sich in fünf Kapitel, die sich sukzessive der von Sylvia Kade entwickelten »Didaktik der differentiellen Bildung« annähern. Dabei ist diese Didaktik weit mehr als reine Handlungsanweisung, vielmehr stellt sie eine anspruchsvolle Reflexion der Praxis der Altersbildung dar.

Eine Bildungsdidaktik, verstanden als »Lernen im Lebenslauf«, bedarf unterschiedlicher Thematisierungen des Alterns, die hier in Form von Bildungsperspektiven beschrieben werden, indem institutionelle und lebensweltliche Aspekte integriert werden: »Bildung im Alter« fokussiert den Biografiebezug und damit den Selbstbezug, während »Bildung für das Alter« die Dynamiken von Lebensphasen berücksichtigt. Unter dem Aspekt »Lernen mit Älteren« bezieht die Autorin die Generationenverhältnisse ein. Und unter »Lernen für den Umgang mit Älteren« reflektiert sie Erfahrungen sowohl mit älteren Lernenden als auch des Alterns.

Für jeden Formenkreis wird Hintergrundwissen und methodisches Wissen angeboten. Beispielsweise wird das »Lernen für den Umgang mit Älteren« auf Basis der Strukturhomologie von Vermitteln und Aneignen eingeführt und der Bezug zu verschiedenen Formen des Erfahrungswissens (Alltagswissen, institutionelles Kontextwissen, fachbezogenes Berufswissen) hergestellt. Auf dieser Grundlage lässt sich die eigene Position gegenüber dem Altern sowie dem Verständnis von Älteren reflektieren. Um das Engagement Älterer in geeigneter Weise zu fördern, werden Rollenprofile und Kompetenzanforderungen auf der Basis von Erfahrungswissen detailliert ausgeführt. Ziel ist die konkrete Hilfestellung bei der Realisierung von Bildungsprojekten: Dementsprechend müssen Personen, die im Kursgeschehen als »Vermittler« tätig

sind, über »Darstellungskompetenz« verfügen, »Berater« sollten »Reflexionskompetenz« besitzen.

Die weiteren Kapitel nähern sich diesem Verständnis von Altersbildung interdisziplinär, indem zunächst durch Begriffsklärungen in die Vielschichtigkeit des Themenkreises Alter und Altern eingeführt wird. Dabei reichen die Differenzierungen von wesentlichen Merkmalen des demografischen Wandels über den Strukturwandel des individuellen Alterns bis hin zu interdisziplinär-theoretischen Diskursen

gementprofile Älterer heraus und leitet daraus plurale Lernmodelle im Alter ab. Sie bilden die Grundlage für eine neue differentielle Bildungsdidaktik, die den oft weit auseinanderklaffenden individuellen Fähigkeiten und Bedürfnissen älterer Menschen angepasst ist. Dementsprechend komplex und vielfältig gestaltet sich die Beschreibung von Paradigmen und Lernkontexten. All dies muss eingeordnet werden in den Strukturwandel des Lernens im Alter. Dementsprechend orientiert sich das letzte Kapitel an

Sylvia Kade
Altern und Bildung.
Eine Einführung,
 Reihe: Erwachsenenbildung
 und lebensbegleitendes
 Lernen, Band 7,
 W. Bertelsmann Verlag,
 Bielefeld 2007,
 ISBN 978-3-7639-3329-7,
 253 Seiten,
 24,90 Euro.



des Alterns. Daraus resultiert die facettenreiche Beschreibung der sozialen Konstruktion des Altersbegriffs.

Eine zunehmende Fokussierung auf das Thema Bildung stellen die Kapitel »Institutionalisierung der Altenbildung« und »Differentielle Bildung: plurale Lernmodelle im Alter« dar. Dabei beginnt die Autorin mit ihrer eigenen Position, dass der Kern der Altersbildung dem Lernen des Älterwerdens verhaftet ist. Sie trägt damit nicht nur den positiven Aspekten des Alter(n)s Rechnung, sondern verweist auch auf die Bedeutung zunehmender Verluste und kritischer Lebensereignisse, die ihrer Meinung nach in pädagogischen Angeboten mehr Berücksichtigung erfahren sollten. So wird die organisatorische Entwicklung der Altersbildung sowohl von ihrer historischen Seite als auch in Bezug auf ihre institutionelle Ausdifferenzierung kritisch beleuchtet. Die Autorin arbeitet die verschiedenen Bildungs- und Enga-

der Differenzierung Drittes Alter (autonom) und Viertes Alter (abhängig) und arbeitet ein Stufenmodell zur Entwicklung bei zunehmender Abhängigkeit aus. Weitere Aspekte des Strukturwandels, Aspekte der Altersmoral und Vernetzung über Neue Medien finden dabei ebenso Berücksichtigung.

Kritisch lässt sich einzig zum ersten Kapitel bemerken, dass zu den Dimensionen der Pluralisierung der Lebensstile, Altern auf dem Lande oder europäischer Dimension des Alter(n)s detailliertere Ausführungen wünschenswert wären. Insgesamt bleibt aber zu unterstreichen, dass das umfassende Werk Sylvia Kades die Altersbildung in einer bisher nicht vorliegenden Dichte, Komplexität und Vielschichtigkeit vorstellt. Daher bietet es jedem an Themen der Bildung im Alter Interessierten – auch aufgrund seiner Verständlichkeit und sprachlichen Qualität – eine interessante und erkenntnisreiche Lektüre. ◆

Die Rezensentin
Ines Himmelsbach,
 ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forum Alterswissenschaft und Alterspolitik der Universität Frankfurt.